Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 12

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Seerosen

Geheimnisvolle Wunderblume
O locke nicht!
Dein Ruf ist Tod, dein Sein Verderben,
Und wer dich bricht
Fürcht vor dem Leben sich,
Nicht vor dem Sterben.

Wer dich besitzt,
Dem wird ums Herz so eigen.
Ich schau dich an und frag,
Und frage nicht,
Denn deine Majestät heißt schweigen,
Einsame du, so hehr und schlicht!

Was ist an dir
Du duftlos weiße Blüte,
Du Traum, den niemand deuten kann?
Wie mancher wandert, sucht
Und find't dich nicht
Sein ganzes Leben lang.

Ein Menschenherz möcht ich dich nennen,
Des Tiefe still verborgen bleibt,
Und das nur jener kann erkennen,
Der mit des Lebens Wellen treibt.
Frag nicht woher, frag nicht wohin,
Laß küßend ihn vorüber ziehn.

Marie Erne

Umschau

Vom Ausland gestempelt. Gute und beste Gesangvereine oder Konzertgesellschaften der Schweiz verschreiben sich „erste solistische Kräfte" aus dem Ausland. So will es die gute Sitte. Wer mit einheimischen Künstlern auskommt, ist zweiten Ranges. Nun haben wir aber leider ausgezeichnete schweizerische Künstler, die im Ausland tätig sind, oder wenigstens dort teilweise studiert haben, oder allerwenigstens dort einige Monate bezw. Wochen zubrachten. Diese Leute spielen die Rolle jener deutschen Messer, die man nach London schickt, woher sie dann mit einem Made in England an den heimatlichen Erzeugungsort zurückkommen. Muß denn Frau Welti-Herzog auf den schweizerischen Konzertprogrammen aus Berlin, Herr Frei aus Paris, Herr Jacques-Dalcroze und Frau Wedekind aus Dresden, Frau Debogis aus Bayreuth, Herr X. aus Wien, Frl. Y. aus Köln, Herr Z. aus St. Petersburg sein? Ist es denn ein schweres Unglück, aus Trüllikon,

Seuzach oder Affeltrangen zu stammen? Kann denn aus Wauwil, Müntschemier und Seldwyl gar nichts Gutes kommen? Trägt es zum Ruhme des trefflichen Geigers, mit dem ich in Ennetbürgen oder Guggisberg auf der Schulbank saß, etwas bei, daß er nun aus München sein will? Einige Herren und Damen, die sich ihrer Herkunft nur halb schämen, pflegen Zürich-Frankfurt a. M. auf ihre Programme zu schreiben und legen auf doppelte künstlerische Staatsangehörigkeit Wert. Daß ein in Deutschland lebender Schweizerkünstler nicht gern von Basadingen oder von Dagmersellen ist, kann man ja zur Not begreifen, auch daß er sich statt Siebenhühner Siehenbühner oder statt Hühnerwadel Wüneradel nennt. Aber daß er, wenn er in seiner Heimat konzertiert, unbedingt aus dem Ausland sein muß, heißt denn doch die Vaterlandsliebe in gar zu unverfrorener Weise verleugnen. Oder ist unser Publikum wirklich so naiv, wie man zu glauben scheint, daß es auch seinen heimischen Künstlern nur dann Beifall klatscht, wenn man ihnen den ausländischen Stempel aufdruckt. Wer ergründet die Tiefen dieser psychologischen Rätsel?

E. P.-L.

Eine Umwälzung im Zeitungswesen? Von den kühnen, hochfliegenden Presseplänen, die der zukunftsjournalistischen Einbildungskraft eines Bellamy, Owen, Wells, Stead, Neupauer, Rood und anderer ethischer Utopisten oder Praktiker entstammt sind, hat wohl keiner Aussicht auf baldige Verwirklichung. Daß es jedoch in diesem Gebiete des modernen Kulturlebens auch in der Praxis nicht an weittragenden Möglichkeiten fehlt, beweist nicht nur der freilich kurzlebige Versuch Steads mit seiner originellen „Täglichen Zeitung", welche 1905 in London erschien, sondern auch die Stadtverwaltung von Los Angeles in Kalifornien mit ihrem interessanten Gemeinde-Presseunternehmen, welches seit 17. April 1912 herauskommend, eine absolute Neuheit bildet, die vielleicht berufen ist, vorbildlich zu werden, Schule zu machen und dadurch die Tagespresse zu „revolutionieren."

Diese Zeitung ist das Ergebnis der letzten Gemeindewahlen (Herbst 1911) in der genannten schönen Stadt, die jetzt über 300,000 Einwohner zählt. Diese Wahlen standen unter dem Eindruck des sozialistischen Dynamitattentats, welches ein Jahr vorher das große Gebäude der dortigen Hauptzeitung in Schutt gelegt hatte. Aus ihnen ging eine fortschrittliche, „moderne" Munizipalvertretung hervor, und diese faßte alsbald den Gedanken, eine gemeindliche Wochenzeitung herauszugeben, die in Rede stehende „Los Angeles Municipal News". Warum? „Da eine gute öffentliche Verwaltung eine unterrichtete Wählerschaft voraussetzt, muß sie selber die Aufklärung der Wählerschaft in die Hand nehmen, und da die Presse das einzige wirksame Mittel zur Erziehung von Stimmberechtigten bildet, muß die Verwaltung ein gemeindliches Blatt veröffentlichen und jedem Wähler unentgeltlich oder äußerst wohlfeil zur Verfügung stellen."

Der Redakteur wird kaum zu beneiden sein. Erstens untersteht er einem — unbesoldeten — dreigliedrigen Zeitungsausschuß, der vorbehältlich der Volksabstimmung vom Bürgermeister auf vier Jahre ernannt wird. Zweitens muß er sich bezüglich der Raumeinteilung gar manche feststehenden Beschränkungen gefallen lassen, die mit der geplanten Unparteilichkeit des Blattes zusammenhängen. Dieses wird naturgemäß in erster Reihe städtische Angelegenheiten behandeln. Zwar wird die redaktionelle Richtung die der jeweiligen Mehrheit sein, aber auch für die Vertretung der Minderheiten ist reichlich gesorgt. Es steht nämlich jeder politischen Partei, die bei den jeweilig letzten Wahlen mindestens 3 % aller Stimmen für sich hatte, bezw.

gehabt haben wird, in jeder Nummer ein Raum von 45 Quadratzoll — also etwa eine ganze Großspalte — zur Verfügung. Der Bürgermeister und jedes Mitglied der Stadtvertretung hat auf Wunsch Anspruch auf wöchentlich 20 Quadratzoll. Jeder Bewerber um einen Sitz oder ein Amt darf täglich fünf Zoll zum Anzeigenpreis kaufen, erzielt er bei der Wahl mindestens 3 % aller Stimmen, so erhält er sein Geld zurück. Der Redakteur darf religiöse oder politische Fragen, die nicht rein gemeindlicher Art sind, weder befürwortend noch verwerfend besprechen, muß sie vielmehr lediglich als Nachrichten behandeln. Ebenso unbefangen hat er gegenüber den Kandidaten sämtlicher Parteien zu sein. Kurz, es wird völlige Neutralität von ihm gefordert.

Jeder eingetragene Steuerzahler, der darum persönlich ansucht, erhält das Blatt täglich kostenfrei zugeschickt. Andere Abonnenten können es gegen Ersatz des Postportos beziehen. Den Zeitungshändlern wird es zum Preise von nur 10 Cents für 100 Exemplare geliefert, damit sie es mit Gewinn für einen halben Cent verkaufen können. An Verbreitung wird es ihm also nicht fehlen, aber die Herstellungskosten?! Nun, diese werden teils durch die Anzeigeneinnahmen, teils durch einen Jahreszuschuß von $ 36,000 seitens der kalifornischen Staatskasse gedeckt werden. Die Auflage beträgt 60,000 Exemplare.

Eine offene Frage bleibt vorläufig, wie sich die private Presse von Los Angeles zu der Neuerung stellen wird, welche ihr selbstverständlich scharfe Konkurrenz machen wird. An und für sich aber läßt sich nichts einwenden gegen den Grundgedanken — d. h. falls er wirklich gut durchgeführt wird — daß die Stadtgemeinde ihrer Bevölkerung Aufklärung über die kommunalen Angelegenheiten in ebenso neutraler Weise liefern sollte, wie sie ihr Gas, Wasser oder Elektrizität liefert.

Leopold Katscher

Bericht aus Basel. „Sankt Jakob an der Birs". Festspiel zum Eidgenössischen Turnfest 1912 von Carl Albrecht Bernoulli; Musik von Hermann Suter.

Unter der großen Zahl von Festspielen, die bei den mannigfachen Veranstaltungen und Jubiläen unseres Landes immer wieder benötigt werden, steht das Werk C. A. Bernoullis an besonderer Stelle. Es weicht in der ganzen Anordnung, ja sogar im Bau der Bühne ab von allem bisherigen und sucht neue Wege. Die Seele unseres Schriftstellers C. A. Bernoulli hat auf uns bisher immer den Eindruck des Nicht-Einheitlichen gemacht; zu all seiner Begeisterung, die von dem Erstlingswerke, dem Heland, an immer wieder in seinen Schriften und Dichtungen sich aussprach, gesellte sich immer auch eine alles zersetzende, auch die eigene Begeisterung nicht schonende Kritik und Selbstkritik, die oft in den erhebendsten Momenten dem Flusse der Entwicklung sich widersetzte, das Feuer dämpfte und den Eindruck des Uneinheitlichen, Unausgeglichenen, Unabgeklärten und Unbefriedigten beim Leser und Hörer hinterließ. Auch in dem zu besprechenden Festspiele sind die beiden Seelen, die sich bekämpfenden Kräfte des Dichters am Werke, aber, wir freuen uns, es ausdrücken zu dürfen, sie bleiben nicht getrennt, sie finden eine gemeinsame, beiden Teilen gerecht werden wollende Lösung. Dieser Zwiespalt ist aber auch ehrlich hier eingestanden worden, ja hat dem Stücke selbst und der Darstellung auf der Bühne die Form gegeben.

Nicht eine Bühne allein schließt den Zuschauerraum, die riesige Festhütte, auf der einen Kurzseite ab, sondern es sind zwei Bühnen übereinander angeordnet, auf denen

wechselweise gespielt wird. Zu jeder der beiden Bühnen gehört ein rechts und links angeordneter Sprechchor, Chor und Gegenchor, die auf Stufen und Sitzen, stehend und sich erhebend in den Gang der Handlungen mit dem Worte eingreifen, antiken Vorbildern sich anlehnend. Vor der Bühne, versenkt für den Zuschauer, haben das Orchester und die Singchöre Platz gefunden, der Wagnerschen Anordnung etwas ähnlich. So sehen wir auch hierin die Doppelstellung, die beiden Seelenhälften ausgedrückt, antike und moderne Muster stehen sich gegenüber, vereinigen sich aber eben später doch zur Gesamtwirkung. Während auf der oberen Bühne die Geschichte vom Heldentod der Schweizer Vorhut bei Sankt Jakob an der Birs sich abspielt, in vielen Zügen sich an das alt hergebrachte Volksschauspiel haltend, vom Sprechchor heraufbeschworen, begrüßt und mit begeisterten Worten bis zum Schlusse begleitet, zeigen sich auf der unteren sogenannten Friesbühne, von den Reden des Gegenchores gerufen, modern-antike, symbolische Gestalten, Griechenland bis Jacques-Dalcroze ist hiebei Vorbild gewesen; der geistige Gehalt der Handlungen auf der Friesbühne entspricht der modernen Gesinnung, die die Menschheitsentwicklung der eng begrenzten vaterländischen vorzieht und neuen Kulturidealen zu opfern und zu huldigen sich anschickt.

Aber erfreulicherweise gehen beide Teile zur Einheit über und bilden vom einheitlichen Schlusse aus rückwärts betrachtet, ein belebend wirkendes Doppelspiel der geschichtlichen und der symbolisch-allegorischen Weltanschauung, das den Zuhörer und Zuschauer im Einzelnen interessiert und im Ganzen zu packen vermag. Daß zum Schlusse die moderne Kulturarbeit auch ihr Auge aufwärts zur oberen Bühne, wo der Heldenkampf zu Ende gefochten wird, wendet, von dort her ihre Gaben zur Arbeit des Friedens in Empfang nehmend, ist der versöhnende, den Zwiespalt überbrückende Gedanke, der aber von Anfang an wie in der Ordnung der Bühnen, der historischen über der allegorischen, so auch in Wort und Handlung sich durchschauen läßt. Mit dem Schlußakte, dem letzten Zucken und Verbluten der St. Jakober Helden vor den Mauern des Siechenhauses, wendet sich die Opferflamme des Altars der unteren Bühne, wo nach Rodung des Waldes, Erbauung des Herdes, nach Jagd und Pflanzung von Kulturgewächsen, nach Heilung der Wunden bei der Huldigung der Kunst alles sich vereint, zum Danke auch an die, deren Blut erst diese friedlichen Werke gedeihen machte. Chor und Gegenchor finden sich vereinigt in der Begeisterung für die aus schlackenvoller Glut zur Reinheit sich durchringende Flamme des Heldenopfers. Auch die Chöre vor der Bühne erheben ihre Stimmen und führen mit dem Orchester zusammen zum einheitlichen Schlusse, dem sich nun auch die ganze Menge der Zuschauer umspannend das Lied des Vaterlandes naturgemäß angliedert.

So bot das Werk C. A. Bernoullis dem Auge, dem Ohre und dem Verstande eine reiche Fülle von Bildern und Gedanken, denen die Sprache sich entsprechend unterordnete. Vom streng strophischen Baue der Chorlieder bis zum plumpen, mit dialektischen Ausdrücken untermischten Vers der Sprechchöre oder der Führer auf der Bühne paßt sich das Wort dem Sinne an und gibt die richtige, natürliche Stimmung in unbeholfener Derbheit oder in sicherem Rhythmus wieder.

Die Musik, die Herr Hermann Suter zu dem Festspiele geschrieben, spielt nur die Rolle einer weiteren Bereicherung des Gesamtausdruckes, doch ist sie gerade in dieser Zurückhaltung meisterhaft. Zum Aufzuge der alten Schweizer und Armagnaken werden alte Basler Trommelmärsche mit Glück ver-

wendet, Trommel und Piccolo, die beiden Basler Instrumente, treten entsprechend häufig hervor. Auch sonst verzichtete das Orchester in der gewaltigen Halle auf die feinern Nüancen der Streicher, die rettungslos vom Menschenschwarme und weiten Raume wären verschluckt worden, nur die Blasinstrumente, doch stets in neuen Klangfarben wechselnd, fanden Verwendung. Sinngemäß traten bei dem zierlicheren Spiele der Friesbühne die Singchöre, Männerchor, Frauenchor und Knabenchor hinzu als Bereicherung der musikalischen Farbenskala. Zu den Kämpfen der oberen Bühne erklangen die rauhen Harsthörner und allerlei Schlagzeug.

Ein ganz besonderes Verdienst um das Gelingen des Festspieles hatten sich auch die Regie, die Gruppenführung und die Reigenleitung erworben, vorab Herr Direktor L. Melitz, Herr Schaub und Herr Boepple. Ihnen ist das präzise Ineinanderarbeiten des großen und komplizierten Apparates zu verdanken. Auch hier wurde über das gewohnte Maß hinausgegangen, in dem zum Beispiele die Schlachtenszenen der oberen Bühne mit vollständiger Realistik durchgeführt wurden, mit Hieb, Stoß, Bolzen- und Pfeileschwirren, und plumpem Fallen der Verwundeten und Toten. Was dies bei größeren Massen Ungeübter heißt und an peinlich genauem Einstudieren erfordert, kann nur geahnt werden.

Aber die Freude, die große Schar der Zuhörer, die in Proben und mehreren Aufführungen dem Festspiele beiwohnten, also viele Tausende, zur Begeisterung und zu edlem Kunstgenusse gebracht zu haben, mag alle Mühe und Arbeit vorher als vollbelohnt erscheinen lassen. J. M. Knapp

Berner Stadttheater. Der Spielplan für die nächste Wintersaison, die am 20. September mit Robert Faesis Komödie „Die offenen Türen" eröffnet wird, ist erschienen und macht uns recht verheißungsvolle Versprechungen. Von Schauspielen werden uns außer Faesis erwähnter Komödie noch in Aussicht gestellt Hauptmanns neuestes Werk „Gabriel Schillings Flucht", Hofmannsthals „Jedermann", Tolstois nachgelassenes Drama „Und das Licht leuchtet in der Finsternis", das als Doppelgastspiel von Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer gegeben wird, die schon während des letzten Winters mit dieser Aufführung an vielen Orten großen Erfolg hatten; Strindbergs „Ostern", Thomas „Lokalbahn", Werke von Ibsen, Björnson, Sudermann und Birinskis „Narrentanz". Von Klassikern stehen auf dem Spielplan Shakespeare, Grillparzer, Goethe, Schiller und Kleist mit Neueinstudierungen. Als Gäste wurden außerdem schon verpflichtet Alexander Moissi vom deutschen Theater in Berlin und Albert Steinrück vom Münchener Hoftheater.

Auch für die Opernvorstellungen wird uns viel Schönes versprochen. An erster Stelle steht natürlich Richard Wagner mit dem ganzen Ring und mit Tristan und Isolde. Auch Verdi, Mozart, Meyerbeer sind natürlich vertreten, dann Goldmark mit der „Königin von Saba", Wolf Ferrari mit dem „Schmuck der Madonna"; auch die Madame Butterfly, Hoffmans Erzählungen, des Teufels Anteil, die Stumme von Portici, Mignon und Louise sind wieder in Aussicht genommen und einige Operetten. Als Gast ist für die Oper Margueritte Sylva verpflichtet worden.

Außerdem hat auch für den kommenden Winter wieder die Pariser Direktion Baret zehn französische Vorstellungen angekündigt.

Im verpflichteten Personal sind ziemlich viele und weittragende Änderungen eingetreten, über deren Erfolg man vorläufig noch ziemlich im Unklaren ist. Für uns und besonders für das Theater ist eine weitere Wendung zum Bessern höchst wünschens-

wert, da unsere Bühne im kommenden Winter sich vermehrter Konkurrenz erwehren muß.

Kunstmuseum Bern. Die Ausstellung einer großen Zahl von Werken der am 12. Januar des Jahres verstorbenen Clara von Rappard gab von neuem Anlaß, den frühen Tod der Künstlerin aufrichtig zu bedauern und ebenso sehr jene nervöse Krankheit, die sie schon vor der Zeit gezwungen hatte, ihrer Kunst zu entsagen. Wenn man die Ausstellung betrat, so hing gleich an der Wand rechts ein Selbstporträt in Weiß: feine, stille Züge, der Blick mehr nach innen als nach außen gerichtet, ein leises Staunen über die farbige Schönheit der Welt scheint über das schmale Antlitz gebreitet. Schritt man durch die fünf kleinen Räume der Ausstellung, so drängte sich nur allzu rasch die Empfindung auf, daß hier ein großes Talent, das anfänglich einen prächtigen Aufstieg genommen, durch irgendwelche Momente an der vollen, restlosen Entfaltung verhindert worden war. Man vermißte vor allem ein Hauptwerk, eines, auf das alles andere langsam vorbereitet, das als der höchstgesteigerte Ausdruck des eigenartigen Empfindens seiner Schöpferin angesehen werden müßte. Ich habe mit großem Interesse die zahlreichen Zeichnungen betrachtet, in denen manchmal eine erstaunliche Kraft und Lebendigkeit zu Tage tritt, etwa die „Völkerwanderung" oder „Französische Revolution I" oder die prächtig belichtete Tempelgruppe des „Antique Sorrente." In diesen und anderen Zeichnungen sind Ansätze verborgen, die sich leider nicht auswachsen sollten; hier verspürt man gestaltende Phantasie, die den Bann des ewig unveränderlichen Einerlei durchbrechen möchte. Sie hat ihn wohl ein paar Mal durchbrochen. Aber gerade das größte der phantastisch-symbolischen Bilder, „Lebensrätsel" geheißen, bleibt für den Uneingeweihten unverständlich, und, rein malerisch genommen, muß es hinter den anderen Leistungen der Künstlerin weit zurückstehen. So schätzen wir Clara von Rappard einmal als gewandte Porträtistin, und es war vielleicht das Hauptverdienst der Ausstellung, die vielfach zerstreuten, großenteils in deutschem Privatbesitz sich befindenden Werke dieser Schaffensrichtung zusammengestellt zu haben. Die besten Porträte stammen aus den achtziger Jahren und zeigen eine schöne Entwicklung vom Idyllisch-Genrehaften zum strengen Porträtstil. Noch näher tritt uns Clara von Rappard in ihren Landschaften, die zu einem guten Teile alle ein und dasselbe Thema immer wieder variieren: das breite Felsenantlitz der Jungfrau, die die Künstlerin von ihrem elterlichen Wohnsitz aus nicht müde wurde zu malen, indem sie das schneeverhüllte Bergmassiv bald aus zarten, sich zerteilenden Morgennebeln aufsteigen, bald scharf und klar hinter föhniger Luft erscheinen, einmal auch im Abendrot erglühen ließ. Diese Jungfraubilder, die, alle billige Effekthascherei verschmähend, nur von stiller Schönheit sprechen, werden dem Namen Clara von Rappard jederzeit ein ehrenvolles Andenken sichern.

Gleichzeitig waren von dem in Hamburg lebenden Johann Bossard aus Zug eine Reihe von Plastiken zu sehen. Zunächst einige sehr sorgfältig durchgebildete Werke in Bronze und Marmor, unter welchen die „Niobide" vielleicht das beste, das interessanteste wohl die „Lachende" ist; Haar und Gesicht dieser „Lachenden" sind aus verschiedenen Marmorsorten gearbeitet, was bereits einen Schritt zur farbigen Plastik hin bedeutet, der sich Bossard mit Vorliebe zugewendet hat. Auf vier Majolikatafeln sind die vier Lebensalter dargestellt; Bossard hat dem abgegriffenen Thema dadurch eine

neue Note zu geben gewußt, daß er Kind, Jüngling, Mann und Greis zu Pferde brachte, wodurch zu trefflicher Charakterisierung hinreichend Mittel erstanden. Jede Tafel ist in einer anderen Tönung gehalten. Noch farbiger sind die vier großen, bemalten Statuen aus Holz: „Schönheit", „Dionysos", „Wahrheit" und „Apollo". Jede Figur hat ihre eigene Hauptfarbe, die mehr oder weniger abgestuft ist; in kleinen Details kommen auch andere Farben in Anwendung. Die kahle Wand, an die sie hingestellt waren, bildete für diese phantastischen Gestalten entschieden nicht den richtigen Hintergrund; ich kann mir sehr wohl denken, daß sie, unter glücklichen Umständen aufgestellt, eine große, vor allem dekorative Wirkung ausüben können.

Richard Ritter

Kinematograph und Schule. Kluge und fortschrittliche Lehrer sind auf den Gedanken gekommen, ihre Schüler die Aufsätze nicht zu Hause, sondern während des Unterrichtes selbst niederschreiben zu lassen. Ein solches Vorgehen hat nicht nur den Vorzug, daß es den Knaben hindert, zu unerlaubten Hilfsquellen seine Zuflucht zu nehmen, sondern vielmehr, und was ungemein mehr wiegt, auch den, daß er gezwungen wird, sich mehr zu konzentrieren und alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse zu vereinen, um in einer Stunde und so ganz unvermittelt das zu leisten, wozu ihm sonst acht und mehr Tage zur Disposition gestellt wurden. Wenn ein solches Resultat für unsere Bestrebungen in bezug auf die zukünftige Gestaltung des Schulaufsatzes nicht von erleuchtender Bedeutung wird, so wird es nichts mehr. Rasch und unmittelbar denken, die Gedanken und Ideen über und Beobachtungen in einer Sache in konzentrierter Weise und gewissermaßen ad hoc niederschreiben, das ist es, was unsere Zeit erfordert. Nicht ein gequältes, während Stunden und Tagen selbst zusammengelesenes Resumé. Was den gebildeten Menschen und vor allem den der Öffentlichkeit: den Ingenieur, Advokaten, Geschäftsleiter und Lehrer, allein prädestiniert, den Kampf ums Dasein glücklich zu bestehen, in weitgehendstem Maße auf seine Umgebung und die Welt denjenigen Einfluß zu üben, den er vermöge seiner Anlagen und Kenntnisse zu üben das Recht hat, das ist ein lebendiger, von Unmittelbarkeit und anschaulicher Gegenwärtigkeit überquellender Vortrag. Man sehe sich doch einmal den Großteil unserer gebildeten Menschheit etwas näher an: wie unbeholfen, wie schwerfällig bekundet sie sich doch im Denken sowohl wie im Sprechen! Da waren die Alten ganz anders ausgestattet! Sie, die auf die Dialektik so großes Gewicht legten und ihre Examinanden öffentlichen Disputationen aussetzten — den heutigen Menschen überläuft beim Gedanken daran allein schon eine Gänsehaut — fanden den Menschen erst dann lebensfähig, wenn er zu sprechen verstand. Und sie wußten wahrhaftig, was sie taten. Um wie viel mehr hätten wir, die wir in einer Zeit der Überkonkurrenz und äußerst erschwerter Existenzkämpfe zu wirken verdammt sind, um wie viel mehr, sage ich, hätten wir Grund und Ursache, auf eine äußere Gewandtheit und Schlagfertigkeit unserer Schüler Gewicht zu legen! . . .

Diese Gewandtheit und Schlagfertigkeit nun zu heben, soll der Schulaufsatz die ersten Elemente liefern! Wieso? fragt man mich? Indem wir den Schulaufsatz zu dem machen, was sein Name in Wirklichkeit allein bezeichnet: zum in der Schule geschriebenen Aufsatz, alsdann aber, indem wir diesem durch eine Art Anschauungsunterricht die Stoffe liefern, die behandelnd, er von selbst auf ein öffentliches Wirken vorbereiten muß. Diese Stoffe, sie finden

sich, wie in nichts anderem, im — Kinematographen . . .

Mißbilligend sehe ich einige meiner Leser das Haupt schütteln. Im Kinematograph! Wie, wir werden es doch nicht zulassen, daß diese kunst- und geschmackverderbliche Erfindung, diese längst in ihrer Hintertreppenromantik und Gemeinschädlichkeit durchschaute Volksseuche, in unsere Schulen Eingang findet, um das unerzogene Kinderhirn vom rechten Wege abzulenken und mit Ideen und Gespinsten zu erfüllen, wie sie kaum die Indianergeschichten und Karl May-Bücher aufzuweisen haben! Aber wer denkt denn bei der Erörterung dieser Frage an all jenen Unsinn, den gewissenlose Kinematographen-Unternehmer dem naiven Volke vorführen zu müssen glauben, damit ja recht viele auf ihre Anpreisungen hereinfallen! Wie jede künstlerische Institution — und auch der Kinematograph ist eine solche, das läßt sich nicht bestreiten — hat auch dieser seine Schattenseiten, Schwächen und Auswüchse. Über diesen aber das Gute und selbst Geniale seiner Einrichtung und Darbietungen zu vergessen, wäre unverantwortlicher Leichtsinn, verdammenswerte Blindheit. Es ist keine Frage mehr, daß der Kinematograph seine pädagogischen Eigenschaften besitzt, infolge seiner unerhört konzentrierten Darstellungen und unvergleichlich lebendigen und lebensvollen Art im höchsten Grade belehrend und instruierend wirkt. Davon müssen wir ausgehen, wenn wir den Kinematographen der Schule dienstbar machen wollen, von diesen geographischen und ethnographischen, industriellen und künstlerisch-theatralischen Vorführungen, wie sie jeder vornehme Kinematograph zum Mittel- und Hauptanziehungspunkt seiner Programme zu machen unternimmt und versteht. Das ist schlechterdings nicht zu überbietender, konzentriert-lebendigster Anschauungsunterricht, mit dem verglichen alle bisher üblichen Lehrmittel vollkommen versagen!

Haben unsere Schul- und Erziehungsbehörden das eingesehen, so werden sie nicht länger zögern, aus diesen Vorzügen einer aus purer Unwissenheit mit Unrecht verketzerten genialen Erfindung Vorteile zu ziehen. Das ist nicht schwer. Ein jedes Schulhaus hat seine Aula, seinen Sing- oder Turnsaal. Hier eine Leinwand zu spannen, um einmal oder zweimal wöchentlich darauf vor versammelter Klasse ein sorgfältig zusammengesetztes kinematographisches Programm herunterzuspielen, dazu braucht es weder unerschwinglicher finanzieller Aufwendungen, noch allzu großer und zeitraubender Vorbereitungen. Welche Resultate aber sind nicht durch solche Vorführungen zu erzielen! Der Schüler sieht, erfährt, nimmt in sich auf! Daß er das, was er sieht, erfährt und in sich aufnimmt, wiederzugeben hat in mündlicher oder schriftlicher Form, das zwingt ihn, sich zu konzentrieren, gewöhnt ihn, aufzuhorchen, scharf zu beobachten, rasch zu erfassen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und sich zu eigen zu machen. Weiß er doch, daß all das, was so rasch und in dieser konzentrierten Form vor ihm sich abwickelt, oder zum mindesten etwas davon, das Objekt abgeben wird für einen Stundenaufsatz! Da darf nichts übersehen, darf weder geschwatzt noch kindischer Humbug getrieben werden! Denn jede Unaufmerksamkeit wird und muß sich rächen! So lernt der Schüler gewissenhaft und aufmerksam Szenen, Vorgänge und Verhältnisse verfolgen, wie sie nur die Wirklichkeit bietet und wie er ihnen erst in dieser wieder begegnen wird. Was aber ist wünschenswerter und nötiger, als daß der Zögling auf diese Wirklichkeit vorbereitet, mit allen Sinnen auf sie „gehetzt“ wird! Daß er instand gesetzt

wird, rasch und in konzentriertester Weise ihre Regungen und Verhältnisse zu erfassen, um sie ebenso rasch und lebendig wiedergeben zu können! . . .

Wohl wird der Schüler zuerst vor der neuen Einrichtung zurückschrecken, wird er ihr anfangs ratlos beinahe und ängstlich gegenüberstehen. Nur zu bald indes wird ihm die „Kinematographenstunde" mit all ihren instruktiven Vorführungen — das beste Mittel, lebendige Kenntnisse zu erwerben — so sehr ans Herz gewachsen sein, daß er sie, trotz des drohenden Stundenaufsatzes —! mit Ungeduld und Sehnsucht erwarten, als eine erfrischende und reichste Abwechslung in die Eintönigkeit des Stundenplans ausströmende Institution mit ungeheuchelter Freude begrüßen wird. Man wage den Versuch, und man wird erkennen, daß es sich in unseren Darlegungen durchaus nicht um bloße Abstraktion und Theorie handelt. Die Vorzüge des neuen, hier in seinen Grundzügen festgelegten Systems sind eklatant. Glücklich das Institut, das durch seine kühn unternommene Realisierung den Schwesterinstitutionen und -schulen zum leuchtenden und nachahmenswerten Vorbilde wird! . . .

Dr. S. Markus

Wir möchten diese Anregung lebhaft befürworten; nur denken wir persönlich uns ihre Verwirklichung mehr als Bildungsmittel, denn als Mittel zur Herausbildung von professionellen Zeitungsberichterstattern.

D. Red.

Herr Professor. Vor zwei Jahrzehnten war ein Professor nach deutschem Sprachgebrauch eigentlich nur der „ordentliche Hochschulprofessor", dann kam der außerordentliche, der Honorarprofessor — lucus a non lucendo — und der Privatdozent mit dem „Prädikat" Professor dazu. Allmählich begann man einzusehen, daß Professor kein akademischer Titel ist, den man einer Klasse von mit Spezialdiplomen versehenen Menschen zu reservieren braucht, sondern daß sich eigentlich jeder Sterbliche straflos seiner bedienen kann. So kamen wir zum Gymnasialprofessor, der eine Zeitlang noch vom Gymnasiallehrer unterschieden wurde. Dann war man auch Professor an der Industrie- und Handelsschule, sowie am Lehrerseminar und der Töchterschule. Allmählich wurde dann der französische Sprachgebrauch mächtiger, und wir kamen zum professeur de diction, professeur de danse, professeur de gymnastique, professeur de cuisine. Schließlich hieß alles Professor, was nicht Volksschullehrer war; aber siehe da, unsere Tessiner haben den letzten Schritt getan: dort ist jeder Sekundarlehrer professore und professoressa (obere Primarschule) und ich kenne auch städtische Primarlehrer der Oberklassen, die sich professori nennen.

Den letzten Schritt? Nein, der Professor stieg ins Variété und in den Zirkus herab. Wer kannte nicht den professeur de magnétisme oder de prestidigitation? Auf der untersten Stufe scheinen wir mit einer neulich mir zu Gesicht gekommenen Zirkusanzeige angekommen: Professor Hans, der gelehrte Hund.

Von zwei Trunkenbolden, die sich auf der Straße in der unflätigsten Weise beschimpften, kam schließlich einer, nachdem er die ganze Stufenleiter der Flüche, Schmähungen und Attribute aus dem Tierreich durchlaufen hatte, schließlich auf den lichtvollen Gedanken, seinem Gegner den letzten Trumpf an den Kopf zu werfen. Poet, brüllte er, worauf der andere unter der Last dieser Anklage in den Paroxismus der Wut geriet.

Poet? Warum nicht Professor? Es sollte mich nicht wundern, wenn nach berühmten Mustern auch dieser Ehrentitel Grund zu einer Klage wegen Ehrverletzung böte, so abgegriffen und wertlos ist er geworden. Sic transit gloria mundi.

E. P.-L.